

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badischer Beobachter. 1863-1935 1901

24.1.1901 (No. 20)

Ercheint täglich mit Ausnahme
Sonns- und Feiertags und kostet
in Karlsruhe in's Haus gebracht
vierteljährlich 2 M. 60 Pfg.
(monatlich 55 Pfg., wenn in der
Expedition oder in den Agen-
turen abgeholt), durch die Post
bezogen vierteljährlich 3 M.
25 Pfg., mit Beleggeld 3 M. 65 Pfg.
Bestellungen werden jederzeit
entgegengenommen.

Badischer Beobachter.

Post-Zeitungs-Liste 865.

Samstags-Beilage:
Das illustrierte achtseitige Unterhaltungsblatt
„Sterne und Blumen“.

Telephon-Anschluß-Nr. 535.

Anzeigen: Die sechspaltige Beil-
seite oder deren Raum 20 Pfg.,
Reklamen 50 Pfg. Bei öfterer
Wiederholung entsprechende Abatt.
Inserate nehmen außer der Expe-
dition alle Annoncen-Bureau an.

Redaktion und Expedition:
Aldersstraße Nr. 42 in Karlsruhe.

Nr. 20.

Donnerstag, den 24. Januar

1901.

* Ein charakteristischer Brief.

Die „Frankfurter Zeitung“ druckt den „Vorwärt“
einen Brief des fassant bekannten Viced, Generalsekretärs
des Centralverbandes deutscher Industrieller, nach,
den derselbe am 7. Juli 1896 an den Reichstag von Hofler
gerichtet hat. Nach einigen einleitenden Worten heißt es
in demselben:

„Dass wir endlich doch Herrn von Berlepsch klein be-
kommen haben, hat mich auch mit Befriedigung erfüllt;
Ihrem Wunsch, über den neuen Handelsminister etwas zu
hören, komme ich, soweit ich dazu im Stande bin, in Fol-
gendem nach. Zunächst mein persönliches Verhältnis zu
demselben betreffend, so kenne ich Herrn Berlepsch nicht nur
von meiner sechsjährigen Tätigkeit im Staats- Eisenbahn-
amt, dessen Vorsteher er war, und Abgeordneter, sondern
ich bin auch in gesellschaftlicher Beziehung mit ihm in Ver-
kehr gewesen. Berlepsch und mein Schwager Herr Graf
nämlich alte Jugendfreunde. Ich bin bei der Hochzeit in
meinem Hause gewesen, und ich bin häufig bei Grafen mit
ihm zusammen gewesen, wo wir freundschaftlich mit einander
verkehrt haben. Meine persönlichen Beziehungen zu dem
neuen Handelsminister sind demnach gut und ich empfand
dies auch bei einem ihm gestern abgehaltenen Besuche. Ich
wurde sehr freundlich empfangen und auf meine Anrede,
dass ich gekommen sei, um meine Glückwünsche abzugeben,
und dem Wunsch Ausdruck zu geben, dass das Handels-
ministerium mit dem Centralverbande freundschaftliche
Verhältnisse unterhalten möge, erwiderte er, dass, soweit seine Person da-
zu beitragen in der Lage sei, dies der Fall sein solle. Er
sah dann fort, dass er alsbald auf große Nachschicht würde
rechnen müssen, denn wenn er vorher hätte überlegen können,
auf wie vielen Gebieten seines Reichs ihm die notwendige
Erfahrung und Kenntnis fehle, so würde er noch größere
Bedauern gehabt haben, das Amt zu übernehmen; unter den
Schwierigkeiten sah er auch zu verstehen, dass, wie er
sagte, „ein gewisses Abwachen von dem bisherigen System
mit zu seiner Aufgabe gehöre“, damit war mir der gewünschte
Anlass gegeben, die bisherige Richtung des Handelsmini-
steriums in den sozialpolitischen Fragen in die Be-
sprechung zu ziehen, worüber wir uns etwa drei-
vier Stunden unterhalten haben. Ich nehme keinen An-
stand zu erklären, dass die Ablehnung des in Hebrigen ganz
vernünftigen Handelsminister-Gesetzes hauptsächlich gegen
die weiteren Pläne des Herrn v. Berlepsch gerichtet gewesen
sei und zwar hauptsächlich gegen die von ihm geplante
Organisation der Arbeiter. Die Gefährlichkeit dieser extreme
Maßregel erkannte er vollkommen an. Ich setzte eingehend
den Standpunkt des Centralverbandes zur sozialpolitischen
Gesetzgebung auseinander, betonte, dass wir dieselbe thätig-
keit unterstützen und gefördert haben, bezeichnete aber auch
die Punkte, in denen man anderer Erachtens bereits zu weit
gegangen sei. Die Stellung des Herrn Berlepsch läßt sich
nur etwa wie folgt charakterisieren. Er ist ein Mann, der von
der Heberzeugung durchdrungen ist, dass sich die Lage der
arbeitenden Klasse gegen früher ganz außerordentlich ge-
bessert habe, daß sie als eine vollkommen befriedigende be-
zeichnet werden müsse und daß die von gewisser Seite aus-
gehenden Klagen über die traurige Lage der Arbeiter ein
Unfug sei. Daher sei er dafür, jetzt in dem Maße der
sozialpolitischen Gesetzgebung mehr Ruhe einzutreten zu lassen,
und das sei auch die Ansicht des Reichstages. Dabei unterließ
ich nicht, Hermann als den zu bezeichnen, der von weit-
gehenden sozialistischen Ideen befangen, wohl das treibende
Element in der bisherigen Richtung gewesen sei und um so
mehr habe durchdringen können, da Berlepsch, wie ich
sagte, in Folge der Bewegung zur Zeit, als er in
das Amt trat, sich vollständig geistesverwandelt mit
Vohmann erwiesen hat. Ich schloß daran, daß Berlepsch
mit Vohmann sehr befreundet ist und auf „Du“ mit ihm
steht. Herr Berlepsch ist nicht bezüglich des genannten
Herrn mit der Bemerkung beruhigt zu sein, daß Vohmann,
mit dem er vornehmlich oft in Meinungsverschiedenheiten
sein werde, doch nachdacht, wenn er sich bei seinen Chef einem
ersten Willen gegenüber befindet; auf diese Eigenhaft Voh-
manns habe ich auch schon Berlepsch aufmerksam gemacht
und auch er habe bereits Gelegenheit gehabt, sie zu erkennen.

Im Uebrigen gilt Berlepsch als ein ruhiger, erster Mann mit
festem Charakter und festen Willen und so weit ich die Sache
zu überlegen vermag, können wir mit dem Tausch wohl zu-
frieden sein. Wir schieden, ich möchte fast sagen, in freundschaftlicher
Weise, er erwiderte, auch ihm im gegebenen Fall
mit Rath und That zur Seite zu stehen und stets zu ihm zu
kommen, wenn wir irgend etwas haben.“

Die „Frankf. Ztg.“ bemerkt hierzu: „Der Brief schließt mit der Bemerkung, daß der „Viced“
der Industriellen dem Centralverbande erstlich Kontinuität
mache und es nicht ausgedehnt sei, daß sich die hohe
Reichsregierung von dem mandamental unbedeuten und niemals
sehr gern gelesenen Centralverband abwendet und den „Viced“
mehr begünstigt.“ — Die feierlichen Ausführungen des
Herrn Viced werfen ein großes Licht auf eine der traurigsten
Perioden der preussisch-deutschen Sozialpolitik. Herr von
Berlepsch, der doch wahrhaftig auch kein Himmelsstürmer
war, hatte immerhin im Sinne der Februarrevolution von 1890
einige Reformen zuzufande gebracht und dadurch den Groll
des Schürmacherverbandes sich angeeignet. So mußte er denn
fallen, und sie haben ihn „klein bekommen“, u. A. auch
dadurch, daß sie das „ganz vernünftige Handelsministerge-
setz“ das wenig verändert, Herrn Berlepsch bewilligt wurde, dem
Herrn von Berlepsch brüst abließen. Alles ging nach den
Wünschen des Centralverbandes: Berlepsch ging, Rottenburg
ging, Vohmann ging, wenigstens teilweise auf andere Ge-
biete. Und dann ging's weiter über 12,000 Mark zur
Aktion der Zuchtanstalt. Darüber hinaus ging's eben
überhaupt nicht mehr... Im Uebrigen spricht der Brief
für sich und bedarf keiner weiteren Erläuterung. Er wird
ein geschichtliches Dokument bleiben.“

Gewiß „ein geschichtliches Dokument!“ aber
nicht ein ehrenvolles für gewisse Kreise der
Großindustrie.

* Eine Stimme aus Lehrerkreisen über die Stellungnahme der „Vad. Schul- Zeitung“ zum Ordinariats-Erlass in Sachen des Organistendienstes.

Mit erfreulicher Nachsicht hat mich Appell an die
katholische Lehrerschaft Beachtung gefunden. Wir sind in
der Lage, folgende Zuschrift veröffentlichen zu können:

„Uns Baden, 21. Jan. (zur Organistenfrage).
Auf die Anweisung der „Vad. Schulz.“ wurde, wie
Schreiber dieser Zeitschrift, eine Entgegnung in eben
diesem Blatt eingereicht, die aber bis jetzt nicht
erschienen. Ob sie wohl erschienen wird? — Unter-
dessen ersahen der Artikel hierüber in der Sonntag-
nummer des „Vad. Beob.“ und daher möchte Verfasser
dieses über die Sache sich aussprechen, nicht nur, um
seinen persönlichen Standpunkt darzulegen, sondern auch
den der Kollegen seiner Umgebung. Ich hörte die
Meinung einer ziemlich Anzahl von Lehrern der ver-
schiedenen politischen Richtungen. Wenige nur vertreteten
den Standpunkt des Artikels der „Vad. Schulz.“.
Weitans die meisten haben die Ansicht: Die „Vad.
Schulz.“ hätte aussprechen müssen, der
Schritt der Kurie sei als ein entgegen-
kommender anzuerkennen. Aber der Geballs-
satz für die große Anzahl von Gottesdiensten
— über 200 — sei zu wieder. Darüber, ob jetzt der
§ 38 mit dem Klindigungsrecht aufgehoben ist, herrschen
verschiedene Meinungen. Die Einen meinen, er sei hienüt
aufgehoben, die Anderen aber fürchten, weil der § 38
noch im Schulgesetz liege, wären die Lehrer nach Ein-
gehen auf einen Vertrag noch mehr gebunden. Ich
glaube mit Anderen, daß eben dieser neue Vertrag die
Aufhebung des § 38 bedeute. Darf man aus einem
kleineren Bezirke Schlüsse auf's Ganze ziehen, so wird
wohl der „Vad. Beob.“ mit der Ansicht Recht haben:
„Weitans die meisten katholischen Lehrer-

Badens seien mit der schroffen Art der Be-
handlung des Entwurfs durch die „Vad.
Schulz.“ nicht einverstanden. In der weiteren
Aufgabe des „Badischen Beobachters“ an die badischen
Lehrer, genügt der Hinweis auf wiederholte Anzeigen-
ungen der Lehrer im Einzelnen und in der Ge-
samtheit. — „Es steht keine Orgel still“ nach Auf-
hebung des § 38 — und zwar nicht nur aus materiellen,
sondern auch aus idealen Gründen, wenn auch manchmal
die Ideale angesichts von Schwierigkeiten, die der Dienst
bietet, schwinden möchten. Eine Stellungnahme der
katholischen Lehrer in corpore gegen die Ausführungen
der „Vad. Schulz.“ ist ja natürlich nicht zu erwarten.
So möge denn in Anbetracht der Verhältnisse der
private Meinungsäußerung genügen. Vielleicht spricht die
„Vad. Schulz.“ selbst noch anders.“

Deutscher Reichstag.

Berlin, 22. Januar.

Der Präsident theilt mit, vom Staatsministerium von
Sachsen-Weimar sei ein Dankschreiben eingegangen für die
Trauerkundgebung des Reichstages aus Anlaß des Todes
des Großherzogs.

Die Beratung des Etats des Innern wird fortgesetzt.
Regierungskommissar Meißner befreit gegenüber der
gehrigen Behauptung des Abg. Schöpe, daß die Gewerbe-
aufsicht in den Bezirken mangelhaft sei.

Abg. Horn-Sachsen (Soz.) hält seine neulichen Aus-
führungen über die Befähigung von Kindern in den Glas-
höfen an und widerspricht den Ausführungen Heye's
bezüglich der neutralen Gewerkschaften.

Abg. Pauli-Breisgau (Nichtsoz.) spricht dem Staats-
sekretär Grafen Potzdorff sein Vertrauen aus und ver-
langt Abänderung der Bäderverordnung. In finanziellen
Verhältnissen dürfe der Zusammenstoß der Arbeiter zu
sozialistischen Gewerkschaften nicht gebildet werden.

Abg. Münch-Ferber (Nichtsoz.) befragte seine Reso-
lution wegen Unterbringung einer centralen Anstalt für
Fragen der Landwirtschaft, Handel, Industrie und Ge-
werbe. Vorbildlich wird vom Redner die entsprechende Ein-
richtung der Vereinigten Staaten dargestellt. Die von ihm
gewünschte Anstaltstelle sollte besonders mittleren und
kleineren Betrieben dienen.

Staatssekretär Dr. Graf v. Posadowsky weist zunächst
den Vorwurf zurück, daß die vom Reichstag des Innern
auf der Pariser Weltausstellung ausgehüllten Tafeln ein
faßliches Bild von untern Arbeiterverhältnissen gegeben
hätten. Wir können uns des Fortschrittes der Sozialreform
nur freuen, wenn die Staaten, mit denen wir in wirt-
schaftlichen Wettbewerb stehen, in den Ausgaben für Arbeiter-
wohlthätigkeitswerke mit uns Schritt halten. In finanziellen
Verhältnissen dürfe der Zusammenstoß der Arbeiter zu
sozialistischen Gewerkschaften nicht gebildet werden.

Abg. v. Bismarck (Soz.) tritt für das Koalitionsrecht der
Arbeiter handlicher Betriebe ein und befragt die Inhabenden
in der Konfektionsbranche.

Abg. Biele (Nichtsoz.) führt bezüglich der Aus-
stufung der Arbeiter, die in enger Verbindung mit den
Kontrollen stehen, an, daß sie nicht gleich mit einem zu
großen Apparat beginnen. Der Staats-
sekretär bemerkt bezüglich der Resolution des Abg. Münch-
Ferber, daß die Regierung nicht erst ein kleines Programm
geben, was eigentlich genügt, vorgelegt werden.
Eine solche Einrichtung müßte möglichst wenig bürokratischen
Charakter tragen.

Abg. Albrecht (Soz.) tritt für das Koalitionsrecht der
Arbeiter handlicher Betriebe ein und befragt die Inhabenden
in der Konfektionsbranche.

Abg. Biele (Nichtsoz.) führt bezüglich der Aus-
stufung der Arbeiter, die in enger Verbindung mit den
Kontrollen stehen, an, daß sie nicht gleich mit einem zu
großen Apparat beginnen. Der Staats-
sekretär bemerkt bezüglich der Resolution des Abg. Münch-
Ferber, daß die Regierung nicht erst ein kleines Programm
geben, was eigentlich genügt, vorgelegt werden.
Eine solche Einrichtung müßte möglichst wenig bürokratischen
Charakter tragen.

Abg. Albrecht (Soz.) tritt für das Koalitionsrecht der
Arbeiter handlicher Betriebe ein und befragt die Inhabenden
in der Konfektionsbranche.

Abg. Heye (Centr.) verteidigt das Centrum gegen die
Angriffe der Socialdemokratie. Das Centrum sei keine kon-
fessionelle Partei. Dem Centrum sei es vornehmlich zu
danken, daß das Zuchtgesetz gefallen sei.

Abg. Müller-Sagan (Nichtsoz.) Die freiwilige
Volkspartei lehne den Antrag auf Einziehung einer Stamm-
karte wegen der 12,000 Mk.-Affäre ab. Daraus solle aber
sein besonderes Vertrauensvotum für Graf Posadowsky ge-
fordert werden.

Nach einigen persönlichen Bemerkungen verlas er das
Haus auf morgen: Initiativanträge betreffend Wohnungs-
frage.

Deutschland.

Berlin, 22. Januar.

Dem Reichstage ging ein Geschenk ein wegen
der Verjüngung der Teilnehmer an der o-
stasiatischen Expedition und deren Hinter-
bliebenen nach der Begründung zu, wonach für diese
die Vorschriften aus dem Schützengesetz vom 18. Juli
1896 Anwendung finden sollen. Nach der Zusammen-
stellung in dem Geschenkbrief betragen die Gesamtkosten
für die Armee 2,195,366 M. und für die Marine
1,646,574, das sind zusammen 3,841,940 M. mehr als
auf Grund des Pensiongesetzes vom 5. Januar
würde dem kaiserlichen Gesundheitsamt ein Bei-
trag für die Fragen der Land- und Forstwirtschaft
beigegeben.

Ueber die beabsichtigte Neu-Uniformierung
der Armee wird noch Folgendes mitgeteilt: Das
graubraune Tuch, welches das blaue des Blotzes ersetzen
soll, wird auch für die Weinkleider verwendet; die gleiche
Farbe hat auch der Stoff der Mützen. Die Koppel
wird aus braunem Leder gefertigt, das Koppelblech
aus blankem Metall kommt in Begleit und wird durch
eine dunkelbraune Schmale ersetzt. Der Helm hat nicht
mehr schwarzes Leder, sondern erhält eine ab-
wechslende Farbe wie das Tuch. Das besonders Charak-
teristische an der neuen Uniformierung ist die Anordnung
jedes blinkenden Gegenstandes an der Bekleidung. Von
Stoff bis zu Fuß erscheint der Soldat fortan in nahezu
gleicher, möglichst mannlicher Färbung. Von der be-
vorstehenden Veränderung in der Uniformierung der Trup-
pen sind die Bekleidungsämter bereits in Kenntnis ge-
setzt worden, um sich darüber mit den Lieferanten in's Ein-
vernehmen zu setzen. Ehemalige alten Vorbilder werden
jedoch aufgegeben.

Briefe des Generals v. Moltke, die von ihm
als Gutsherrn von Creifan geschrieben worden sind und
ihm alle als einen Hansbatter zeigen, dessen Spornaus-
fall kann noch weiter ausgeprägt werden konnte, werden im
Berliner „General-Anzeiger“ veröffentlicht. Der eine dieser
Briefe zeigt, daß Moltke schon vor 23 Jahren erkannte,
wie den Gefahren der Kontinuität zu begegnen sei.
Die betreffende Stelle des in seinen Anstalten gerichteten
Schreibens lautet: „Bei Leuten, welche Jahre lang auf
dem Hofe gedient haben, will ich zuvor angefragt
werden, ehe sie entlassen werden. In gegenwärtiger
Zeit muß jedem Gutsbesitzer darauf zu thun sein, die
Arbeitskräfte zu konservieren, die Arbeiter festzu-
machen und die Leute an dem Betrieb der Wirtschaft
zu interessieren. In dieser Richtung bin ich zunächst vor-
gegangen, ihnen bessere Wohnungen zu schaffen und be-
absichtige, noch andere Schritte zu thun. Das ist aber
Alles vergebens, bis händlichem Wechsel von Personen,
wodurch auch die ländlichen Arbeiter in die flutende
Bevölkerung hinausgeschoben werden und den Social-
demokraten in die Hände fallen. Geheißt es streng für
das Wohlergehen der Leute, so kann es bei strengem Be-

meines Erachtens die oben genannte Stelle (1. 2), ein
Kapitel, das man auch heute noch mit großer Ver-
eignung lesen kann. Aber das wäre ja die reine
Falschung, hore ich mit dem Bräutigam der Heber-
zeugung mit entgegen; „so etwas kann man doch einem
so frommen und gottesfürchtigen Mann wie Kenophon
nicht zutrauen.“ Die Frömmigkeit und Gottesfürcht
Kenophons in allen Ehren; aber in seinen übrigen
Schriften zeigt sich doch an mehr als einer Stelle eine
Abweichung von der geschichtlichen Wahrheit. So wird
in der Hypoarchie Gyrus der Ältere als das Ideal
eines Herrschers ohne jede historische Berechtigung auf-
gestellt. Und ebenso werden in der Anabasis von Gyrus
dem Jüngeren in dessen Charakteristik (1. 9) nur die
Lichtseiten behandelt. Darnach sollte es doch nicht so
gar verwerflich erscheinen, wenn er in den „Denk-
würdigkeiten des Sokrates“ sich eine kleine Abweichung
von der tatsächlichen Wirklichkeit erlaubt hat, nicht, um
den Kenophone Unrecht zu thun — das Weib war ja
im heidnischen Alterthum eine Null, — sondern um den
Sokrates zu haben. Ob er hierbei den Satz: „Der
Zweck heiligt die Mittel“ angewandt hat, lasse ich
unerörtert. Jedenfalls hat er durch jenen Streit zwischen
Mutter und Sohn zu dem übeln Miß der Kenophone
den äußeren Anlaß gegeben. Nachdem nämlich die Be-
redsamkeit aus dem öffentlichen Leben geschwunden war,
frügte sie ihr Dasein weiter in den Säulen der Metapher
oder Redekünster, welche (Schulen), je mehr das poli-
tische Leben veränderte, um so tüpiger in's Kraut schossen.
Solche Redekünster muß haben an jener Stelle der
Kenophontischen Schrift den Hebel angefaßt und aus
der historischen Kenophone ein abstoßendes Peribid ge-
macht und zur Anregung und Ergötzung der bläsierten
Zeitgenossen jene Schandermären angeschoben und ver-
breitet, die wir in dem Werke des Diogenes von Laerte
(„Leben der Sophisten“, um 200 n. Chr.) aufgefunden
finden. Wir aber wollen an der historischen Kenophone,
wie Plato sie uns vorführt, festhalten, an der Kenophone
im Gefängnis der der Seite ihres ungerechterweise zum
Tode verurtheilten Mannes, an dessen letztem Lebenstage
mit dem Schrecken auf dem Arme.

früher verammelt; denn am Tage vorher, als wir am
Abend das Gefängnis verlassen hatten, war uns kund
geworden, daß das Schiff von Delos angekommen sei.
Wir verabredeten uns also, auf das Fräulein an ge-
wohnten Plätzen zusammenzukommen. Wir stellten uns
ein, und der Thürhüter, der uns zu öffnen pflegte, kam
zu uns heraus und sagte, wir sollten noch etwas warten
und nicht eher zu ihm gehen, bis er uns selbst dazu
anfordere. Es nehmen nämlich, sagte er, die Götter
dem Sokrates die Fesseln ab und kündigen ihm an, daß
er an dem heutigen Tage sterben soll. Nicht lange Zeit
darauf kam er und ließ uns hineingehen. Beim Ein-
treten trafen wir den Sokrates eben einestell und die
Kenophone. Du kennst sie ja, sein Sohnchen auf dem
Arme haltend und an seiner Seite sitzend. Als diese nun
unser ansichtig wurde, so schrie sie auf und redete allerlei
Bergleichen, wie die Weiber gewöhnlich thun, als: „O
Sokrates, zum letzten Male denn werden jetzt die Freunde
mit Dir reden und Du mit ihnen!“ Da sagte Sokrates,
auf den Kriton blickend: „Kriton, es möge Einer sie
nach Hause führen;“ und es führten sie einige von
Kritons Dienern fort, während sie schrie und sich an die
Wand schlug.“

So weit Plato. Das hier gegebene Stimmungsbild
muß jedem unbefangenen Leser angenehm berühren und
für die Kenophone einnehmen, während Sokrates nicht
seinem schroffen Wesen in weniger glänzendem Lichte er-
scheint. Doch wir dürfen an die Verhältnisse nicht mit
modernem Maßstabe messen; im heidnischen Alterthum
nahm das Weib eine durchaus untergeordnete und niedrige
Stellung ein; erst das Christenthum hat hierin Wandel
geschaffen. Unter diesem Gesichtswinkel erscheint das Be-
nehmen des Sokrates seiner Frau gegenüber in ganz
anderer Beleuchtung: es war korrekt. Sokrates wollte
sich nämlich mit seinen Freunden und Gesinnungsgenossen
noch über wichtige philosophische Fragen unter-
halten, wobei die Anwesenheit der Frau mindestens über-
flüssig, wenn nicht gar störend gewesen wäre. Nach dem
Gesagten glauben wir uns zu dem Schluß berechtigt,
daß bei Plato wohl eine Entlassung, keineswegs aber
eine Verlesung der vielgeschmähten Kenophone vorliegt.
Wenn Kriton wirklich eine so schreckliche Person gewesen
wäre, als sie in der Folgezeit geschildert worden ist, würde

Plato das jedenfalls an irgend einer Stelle seiner zahl-
reichen Dialoge, in denen Sokrates der Handredner ist,
irgendwie andeuten haben.

Und bei Kenophon, mehreren zweiten Kronzeigen, schneidet
Kenophone gut ab, wenigstens nach meinem Dafürhalten.
Von den zahlreichen Schriften kommen hier hauptsächlich die
„Denkwürdigkeiten“ des Sokrates in Betracht, wo-
durch der Schüler dem Lehrer den Zoll der Dankbarkeit
und Pietät entrichtet. Hier liegt der Hofe im Pfeffer.
Im zweiten Kapitel des 2. Buches macht Sokrates seinem
ältesten Sohne, Lamprotes, einige Vorhaltungen wegen
seiner Stimmung und seines Verhaltens gegen die Mutter.
Er hatte nämlich die Wahrnehmung gemacht, daß derselbe
der Mutter wegen der Heftigkeit ihrer Vorwürfe zürne.
Er erinnert ihn an die vielen und großen Wohlthaten,
welche Kenophone in reiner, selbstloser Liebe ihm
erwiesen, an die Mühen und Sorgen, die sie seinerwegen
gehabt, und weist ihn hin auf die allgemeine Verachtung,
deren jeder Unandbare, zumal ein Sohn, unbedingt sicher
sein könne.

„Aus der Wärme des Tones, womit Sokrates die
Mutter gegen den Sohn in Schutz nimmt, glaube ich den
Schluß ziehen zu dürfen, daß Kenophone keineswegs den
höfsten Hof verdient, womit sie schon seit vielen Jahr-
hundert beehret ist. Daß sie eine charaktervolle und
energische Frau war, rechne ich ihr zum höchsten Ruhme
an; denn auf ihren Schultern ruhte größtentheils die
schwere Last der Kindererziehung, weil Sokrates meistens
abgegangen sein mag, wäre gar nicht zu verwundern;
denn wo gehobelt wird, da fliegen auch Späne. Viel-
leicht fühlte sich der junge Lamprotes schon als Repu-
blikaner, der von einem Weibe, welches bekanntlich in
der Volksversammlung nicht mitreden durfte, sich nichts
sagen lassen mochte.“

Ich habe aber auch noch ein zweites Eichen im Feuer,
um daraus eine Waffe zu Gunsten der Kenophone zu
schneiden. Ich glaube nämlich, daß Kenophone den be-
regten Streit zwischen Mutter und Sohn frei erfinden
hat, um seinen geliebten und hochgeschätzten Lehrer in
möglichst heller Beleuchtung erscheinen zu lassen. Diefen
zu verteidigen, zu ehren und zu verberichten ist der
Zweck der ganzen Schrift, aber den Glanzpunkt bildet

meines Erachtens die oben genannte Stelle (1. 2), ein
Kapitel, das man auch heute noch mit großer Ver-
eignung lesen kann. Aber das wäre ja die reine
Falschung, hore ich mit dem Bräutigam der Heber-
zeugung mit entgegen; „so etwas kann man doch einem
so frommen und gottesfürchtigen Mann wie Kenophon
nicht zutrauen.“ Die Frömmigkeit und Gottesfürcht
Kenophons in allen Ehren; aber in seinen übrigen
Schriften zeigt sich doch an mehr als einer Stelle eine
Abweichung von der geschichtlichen Wahrheit. So wird
in der Hypoarchie Gyrus der Ältere als das Ideal
eines Herrschers ohne jede historische Berechtigung auf-
gestellt. Und ebenso werden in der Anabasis von Gyrus
dem Jüngeren in dessen Charakteristik (1. 9) nur die
Lichtseiten behandelt. Darnach sollte es doch nicht so
gar verwerflich erscheinen, wenn er in den „Denk-
würdigkeiten des Sokrates“ sich eine kleine Abweichung
von der tatsächlichen Wirklichkeit erlaubt hat, nicht, um
den Kenophone Unrecht zu thun — das Weib war ja
im heidnischen Alterthum eine Null, — sondern um den
Sokrates zu haben. Ob er hierbei den Satz: „Der
Zweck heiligt die Mittel“ angewandt hat, lasse ich
unerörtert. Jedenfalls hat er durch jenen Streit zwischen
Mutter und Sohn zu dem übeln Miß der Kenophone
den äußeren Anlaß gegeben. Nachdem nämlich die Be-
redsamkeit aus dem öffentlichen Leben geschwunden war,
frügte sie ihr Dasein weiter in den Säulen der Metapher
oder Redekünster, welche (Schulen), je mehr das poli-
tische Leben veränderte, um so tüpiger in's Kraut schossen.
Solche Redekünster muß haben an jener Stelle der
Kenophontischen Schrift den Hebel angefaßt und aus
der historischen Kenophone ein abstoßendes Peribid ge-
macht und zur Anregung und Ergötzung der bläsierten
Zeitgenossen jene Schandermären angeschoben und ver-
breitet, die wir in dem Werke des Diogenes von Laerte
(„Leben der Sophisten“, um 200 n. Chr.) aufgefunden
finden. Wir aber wollen an der historischen Kenophone,
wie Plato sie uns vorführt, festhalten, an der Kenophone
im Gefängnis der der Seite ihres ungerechterweise zum
Tode verurtheilten Mannes, an dessen letztem Lebenstage
mit dem Schrecken auf dem Arme.

früher verammelt; denn am Tage vorher, als wir am
Abend das Gefängnis verlassen hatten, war uns kund
geworden, daß das Schiff von Delos angekommen sei.
Wir verabredeten uns also, auf das Fräulein an ge-
wohnten Plätzen zusammenzukommen. Wir stellten uns
ein, und der Thürhüter, der uns zu öffnen pflegte, kam
zu uns heraus und sagte, wir sollten noch etwas warten
und nicht eher zu ihm gehen, bis er uns selbst dazu
anfordere. Es nehmen nämlich, sagte er, die Götter
dem Sokrates die Fesseln ab und kündigen ihm an, daß
er an dem heutigen Tage sterben soll. Nicht lange Zeit
darauf kam er und ließ uns hineingehen. Beim Ein-
treten trafen wir den Sokrates eben einestell und die
Kenophone. Du kennst sie ja, sein Sohnchen auf dem
Arme haltend und an seiner Seite sitzend. Als diese nun
unser ansichtig wurde, so schrie sie auf und redete allerlei
Bergleichen, wie die Weiber gewöhnlich thun, als: „O
Sokrates, zum letzten Male denn werden jetzt die Freunde
mit Dir reden und Du mit ihnen!“ Da sagte Sokrates,
auf den Kriton blickend: „Kriton, es möge Einer sie
nach Hause führen;“ und es führten sie einige von
Kritons Dienern fort, während sie schrie und sich an die
Wand schlug.“

So weit Plato. Das hier gegebene Stimmungsbild
muß jedem unbefangenen Leser angenehm berühren und
für die Kenophone einnehmen, während Sokrates nicht
seinem schroffen Wesen in weniger glänzendem Lichte er-
scheint. Doch wir dürfen an die Verhältnisse nicht mit
modernem Maßstabe messen; im heidnischen Alterthum
nahm das Weib eine durchaus untergeordnete und niedrige
Stellung ein; erst das Christenthum hat hierin Wandel
geschaffen. Unter diesem Gesichtswinkel erscheint das Be-
nehmen des Sokrates seiner Frau gegenüber in ganz
anderer Beleuchtung: es war korrekt. Sokrates wollte
sich nämlich mit seinen Freunden und Gesinnungsgenossen
noch über wichtige philosophische Fragen unter-
halten, wobei die Anwesenheit der Frau mindestens über-
flüssig, wenn nicht gar störend gewesen wäre. Nach dem
Gesagten glauben wir uns zu dem Schluß berechtigt,
daß bei Plato wohl eine Entlassung, keineswegs aber
eine Verlesung der vielgeschmähten Kenophone vorliegt.
Wenn Kriton wirklich eine so schreckliche Person gewesen
wäre, als sie in der Folgezeit geschildert worden ist, würde

früher verammelt; denn am Tage vorher, als wir am
Abend das Gefängnis verlassen hatten, war uns kund
geworden, daß das Schiff von Delos angekommen sei.
Wir verabredeten uns also, auf das Fräulein an ge-
wohnten Plätzen zusammenzukommen. Wir stellten uns
ein, und der Thürhüter, der uns zu öffnen pflegte, kam
zu uns heraus und sagte, wir sollten noch etwas warten
und nicht eher zu ihm gehen, bis er uns selbst dazu
anfordere. Es nehmen nämlich, sagte er, die Götter
dem Sokrates die Fesseln ab und kündigen ihm an, daß
er an dem heutigen Tage sterben soll. Nicht lange Zeit
darauf kam er und ließ uns hineingehen. Beim Ein-
treten trafen wir den Sokrates eben einestell und die
Kenophone. Du kennst sie ja, sein Sohnchen auf dem
Arme haltend und an seiner Seite sitzend. Als diese nun
unser ansichtig wurde, so schrie sie auf und redete allerlei
Bergleichen, wie die Weiber gewöhnlich thun, als: „O
Sokrates, zum letzten Male denn werden jetzt die Freunde
mit Dir reden und Du mit ihnen!“ Da sagte Sokrates,
auf den Kriton blickend: „Kriton, es möge Einer sie
nach Hause führen;“ und es führten sie einige von
Kritons Dienern fort, während sie schrie und sich an die
Wand schlug.“

So weit Plato. Das hier gegebene Stimmungsbild
muß jedem unbefangenen Leser angenehm berühren und
für die Kenophone einnehmen, während Sokrates nicht
seinem schroffen Wesen in weniger glänzendem Lichte er-
scheint. Doch wir dürfen an die Verhältnisse nicht mit
modernem Maßstabe messen; im heidnischen Alterthum
nahm das Weib eine durchaus untergeordnete und niedrige
Stellung ein; erst das Christenthum hat hierin Wandel
geschaffen. Unter diesem Gesichtswinkel erscheint das Be-
nehmen des Sokrates seiner Frau gegenüber in ganz
anderer Beleuchtung: es war korrekt. Sokrates wollte
sich nämlich mit seinen Freunden und Gesinnungsgenossen
noch über wichtige philosophische Fragen unter-
halten, wobei die Anwesenheit der Frau mindestens über-
flüssig, wenn nicht gar störend gewesen wäre. Nach dem
Gesagten glauben wir uns zu dem Schluß berechtigt,
daß bei Plato wohl eine Entlassung, keineswegs aber
eine Verlesung der vielgeschmähten Kenophone vorliegt.
Wenn Kriton wirklich eine so schreckliche Person gewesen
wäre, als sie in der Folgezeit geschildert worden ist, würde

früher verammelt; denn am Tage vorher, als wir am
Abend das Gefängnis verlassen hatten, war uns kund
geworden, daß das Schiff von Delos angekommen sei.
Wir verabredeten uns also, auf das Fräulein an ge-
wohnten Plätzen zusammenzukommen. Wir stellten uns
ein, und der Thürhüter, der uns zu öffnen pflegte, kam
zu uns heraus und sagte, wir sollten noch etwas warten
und nicht eher zu ihm gehen, bis er uns selbst dazu
anfordere. Es nehmen nämlich, sagte er, die Götter
dem Sokrates die Fesseln ab und kündigen ihm an, daß
er an dem heutigen Tage sterben soll. Nicht lange Zeit
darauf kam er und ließ uns hineingehen. Beim Ein-
treten trafen wir den Sokrates eben einestell und die
Kenophone. Du kennst sie ja, sein Sohnchen auf dem
Arme haltend und an seiner Seite sitzend. Als diese nun
unser ansichtig wurde, so schrie sie auf und redete allerlei
Bergleichen, wie die Weiber gewöhnlich thun, als: „O
Sokrates, zum letzten Male denn werden jetzt die Freunde
mit Dir reden und Du mit ihnen!“ Da sagte Sokrates,
auf den Kriton blickend: „Kriton, es möge Einer sie
nach Hause führen;“ und es führten sie einige von
Kritons Dienern fort, während sie schrie und sich an die
Wand schlug.“

So weit Plato. Das hier gegebene Stimmungsbild
muß jedem unbefangenen Leser angenehm berühren und
für die Kenophone einnehmen, während Sokrates nicht
seinem schroffen Wesen in weniger glänzendem Lichte er-
scheint. Doch wir dürfen an die Verhältnisse nicht mit
modernem Maßstabe messen; im heidnischen Alterthum
nahm das Weib eine durchaus untergeordnete und niedrige
Stellung ein; erst das Christenthum hat hierin Wandel
geschaffen. Unter diesem Gesichtswinkel erscheint das Be-
nehmen des Sokrates seiner Frau gegenüber in ganz
anderer Beleuchtung: es war korrekt. Sokrates wollte
sich nämlich mit seinen Freunden und Gesinnungsgenossen
noch über wichtige philosophische Fragen unter-
halten, wobei die Anwesenheit der Frau mindestens über-
flüssig, wenn nicht gar störend gewesen wäre. Nach dem
Gesagten glauben wir uns zu dem Schluß berechtigt,
daß bei Plato wohl eine Entlassung, keineswegs aber
eine Verlesung der vielgeschmähten Kenophone vorliegt.
Wenn Kriton wirklich eine so schreckliche Person gewesen
wäre, als sie in der Folgezeit geschildert worden ist, würde

früher verammelt; denn am Tage vorher, als wir am
Abend das Gefängnis verlassen hatten, war uns kund
geworden, daß das Schiff von Delos angekommen sei.
Wir verabredeten uns also, auf das Fräulein an ge-
wohnten Plätzen zusammenzukommen. Wir stellten uns
ein, und der Thürhüter, der uns zu öffnen pflegte, kam
zu uns heraus und sagte, wir sollten noch etwas warten
und nicht eher zu ihm gehen, bis er uns selbst dazu
anfordere. Es nehmen nämlich, sagte er, die Götter
dem Sokrates die Fesseln ab und kündigen ihm an, daß
er an dem heutigen Tage sterben soll. Nicht lange Zeit
darauf kam er und ließ uns hineingehen. Beim Ein-
treten trafen wir den Sokrates eben einestell und die
Kenophone. Du kennst sie ja, sein Sohnchen auf dem
Arme haltend und an seiner Seite sitzend. Als diese nun
unser ansichtig wurde, so schrie sie auf und redete allerlei
Bergleichen, wie die Weiber gewöhnlich thun, als: „O
Sokrates, zum letzten Male denn werden jetzt die Freunde
mit Dir reden und Du mit ihnen!“ Da sagte Sokrates,
auf den Kriton blickend: „Kriton, es möge Einer sie
nach Hause führen;“ und es führten sie einige von
Kritons Dienern fort, während sie schrie und sich an die
Wand schlug.“

So weit Plato. Das hier gegebene Stimmungsbild
muß jedem unbefangenen Leser angenehm berühren und
für die Kenophone einnehmen, während Sokrates nicht
seinem schroffen Wesen in weniger glänzendem Lichte er-
scheint. Doch wir dürfen an die Verhältnisse nicht mit
modernem Maßstabe messen; im heidnischen Alterthum
nahm das Weib eine durchaus untergeordnete und niedrige
Stellung ein; erst das Christenthum hat hierin Wandel
geschaffen. Unter diesem Gesichtswinkel erscheint das Be-
nehmen des Sokrates seiner Frau gegenüber in ganz
anderer Beleuchtung: es war korrekt. Sokrates wollte
sich nämlich mit seinen Freunden und Gesinnungsgenossen
noch über wichtige philosophische Fragen unter-
halten, wobei die Anwesenheit der Frau mindestens über-
flüssig, wenn nicht gar störend gewesen wäre. Nach dem
Gesagten glauben wir uns zu dem Schluß berechtigt,
daß bei Plato wohl eine Entlassung, keineswegs aber
eine Verlesung der vielgeschmähten Kenophone vorliegt.
Wenn Kriton wirklich eine so schreckliche Person gewesen
wäre, als sie in der Folgezeit geschildert worden ist, würde

früher verammelt; denn am Tage vorher, als wir am
Abend das Gefängnis verlassen hatten, war uns kund
geworden, daß das Schiff von Delos angekommen sei.
Wir verabredeten uns also, auf das Fräulein an ge-
wohnten Plätzen zusammenzukommen. Wir stellten uns
ein, und der Thürhüter, der uns zu öffnen pflegte, kam
zu uns heraus und sagte, wir sollten noch etwas warten
und nicht eher zu ihm gehen, bis er uns selbst dazu
anfordere. Es nehmen nämlich, sagte er, die Götter
dem Sokrates die Fesseln ab und kündigen ihm an, daß
er an dem heutigen Tage sterben soll. Nicht lange Zeit
darauf kam er und ließ uns hineingehen. Beim Ein-
treten trafen wir den Sokrates eben einestell und die
Kenophone. Du kennst sie ja, sein Sohnchen auf dem
Arme haltend und an seiner Seite sitzend. Als diese nun
unser ansichtig wurde, so schrie sie auf und redete allerlei
Bergleichen, wie die Weiber gewöhnlich thun, als: „O
Sokrates, zum letzten Male denn werden jetzt die Freunde
mit Dir reden und Du mit ihnen!“ Da sagte Sokrates,
auf den Kriton blickend: „Kriton, es möge Einer sie
nach Hause führen;“ und es führten sie einige von
Kritons Dienern fort, während sie schrie und sich an die
Wand schlug.“

So weit Plato. Das hier gegebene Stimmungsbild
muß jedem unbefangenen Leser angenehm berühren und
für die Kenophone einnehmen, während Sokrates nicht
seinem schroffen Wesen in weniger glänzendem Lichte er-
scheint. Doch wir dürfen an die Verhältnisse nicht mit
modernem Maßstabe messen; im heidnischen Alterthum
nahm das Weib eine durchaus untergeordnete und niedrige
Stellung ein; erst das Christenthum hat hierin Wandel
geschaffen. Unter diesem Gesichtswinkel erscheint das Be-
nehmen des Sokrates seiner Frau gegenüber in ganz
anderer Beleuchtung: es war korrekt. Sokrates wollte
sich nämlich mit seinen Freunden und Gesinnungsgenossen
noch über wichtige philosophische Fragen unter-
halten, wobei die Anwesenheit der Frau mindestens über-
flüssig, wenn nicht gar störend gewesen wäre. Nach dem
Gesag

aufsichtigung vom frühen Morgen an, aber sonst guter Behandlung, nicht fehlen, sie an die Heimat zu fesseln, sie muß ihnen nur lieb und werth gemacht werden.

— Einen sämmtlichen Verlauf nahm eine gestern Abend stattgehabte Zionistenversammlung, welche zu dem geplanten Judentag Stellung nahm. Nachdem eine Anzahl von Herren und Damen des Judentages gesprochen hatten, wurde um 1 Uhr Morgens mit allen gegen 12 Stimmen eine Resolution angenommen, daß 700 jüdische Glaubensgenossen die Errichtung eines Judentages für wünschenswerth erachten, dem die Aufhebung der bedrückenden Rechte der Juden zu schenken und zur Hebung der Zusammengehörigkeit und des Selbstbewusstseins beizutragen.

— Eine „absterbende Sitte“, die „mit dem Geiste in Widerspruch steht“, nannte die „Allg. Ztg.“ beinahe das Duell, verlangte aber, daß man dieser „absterbenden Sitte eine liebevolle Hand, eine schonende Behandlung“ angedeihen lasse. Dazu meint die „Allg. Ztg.“: Es gibt bekanntlich Leute, die auch das Ränderhandwerk mit einem Schimmer der Romantik umgeben und die „absterbende Sitte“ des „Fra Diavolo“ des Schindlerhans und des „Bayerischen Haisl“ mit der Bekämpfung, als das Strafgesetz es thut. Die weiterentwickelten Ränderfamilien Pascolini, Knecht und die „berühmten“ Mütter Gump und Ganswürger und Skonforten haben auch ihren eigenen Ständekodex, von dem kein Gesetz der Welt, keine Drohung mit den schwersten Leibes- und Freiheitsstrafen sie abbringen wird. Warum soll ihnen nicht recht sein, was anderen Gesetzesverächtern billig ist? Noch mehr trifft sich dies bei tieferen „Ständebegriffen“ und mit ihrer „Gabererche“ über das Gesetz hinwegsetzen.

Köln, 21. Jan. Der Vorstand des Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften Deutschlands hielt heute hier selbst eine Sitzung ab, in der festgestellt wurde, daß schon 15 Gewerkschaften mit insgesamt 72,000 Mitgliedern sich dem Gesamtverbande durch Zahlung des Beitrages angeschlossen haben. Weitere Gewerkschaften haben ihren Beitritt für die nächste Zeit in Aussicht gestellt. Die Herausgabe eines Korrespondenzblattes für den Gesamtverband sowie auch eines Organs für die kleineren Gewerkschaften erscheint somit als gesichert und soll spätestens mit dem 1. April d. J. erfolgen. Auch wurde beschlossen, dem Gesamtverband noch als Mitglied der Gesellschaft für locale Reform anzumelden.

Leipzig, 22. Jan. Der sozialdemokratische Abgeordnete hat folgende Erklärung veröffentlicht: „Der Simon Kagenstein hat thatsächlich im Jahre 1896 den thatsächlichen Angriff auf mich verübt, dessen er sich in Nr. 6 des „Correspondent“ rühmt.“

Daß der Handreich für Herrn Kagenstein mit einem wenig schmeichelnden Urtheile endete, betrachte ich als notwendig. Dagegen muß ich mit Entschiedenheit der Heinen Geschichtsforschung entgegenstellen, die die Urkunden für Herrn Kagensteins Soldatenthat in unrichtigen oder politischen Beziehungen finden will. Diese Urkunden sind vielmehr auf Herrn Kagensteins nebensächlichem Phantasie zurückzuführen und sind so privater Natur, daß sie für die Öffentlichkeit, die ich nicht schone, nicht das geringste Interesse haben.

Dr. Bruno Schönauk.

Frankfurt a. M., 22. Jan. Eine von demokratischen Vereinen veranstaltete öffentliche Versammlung hat folgende Resolution beschlossen: Die heutige öffentliche Versammlung des Frankfurter demokratischen Vereins erklärt sich mit aller Entschiedenheit für die Fortführung der Handelsvertragspolitik zum Zwecke der Fortführung der deutschen Währungsreform; sie spricht sich ebenso entschieden gegen die Erhöhung der vertragsmäßigen Gebührensätze aus, da eine solche nicht geeignet ist, die Lage der Landwirtschaft günstig zu beeinflussen, da sie außerdem die Konjunktur umso mehr beeinträchtigt, je mehr Besitz sie haben. Die Versammlung empfiehlt dagegen für die Landwirtschaft, alle Maßregeln, die geeignet sind, die Produktionskraft des Bodens zu heben, den Betrieb rationell zu gestalten und den Landwirthen die Vorteile des modernen Verkehrs zugänglich zu machen.

München, 21. Jan. Ueber den Rücktritt des Prinzen Alfons von seinem militärischen Posten schreiben die „N. Nachr.“: Der einzige Grund der Resignation des Prinzen Alfons liegt in der Führung des Kommandos der 1. Kavalleriebrigade gelegentlich des vorjährigen Manövers. Während des Manövers hatte Prinz Alfons mit dem 1. Armeekorps führenden Generalleutnant Frenn. v. König (Prinz Armin) war

wegen Krankheit verhindert, sein Kommando auszuüben) zu wiederholten Malen Auseinandersetzungen über die Ausführung von Befehlen; so wird uns als ein Anlaß zur scharfen Kritik die Anordnung des Prinzen angeführt, nach der er seinen Regimentern beim Abzüge über ein äußerst steiniges und gebirgiges Gelände befahl, abzusetzen und die Pferde an den Bügeln hinanzuführen, um Verluste an Pferdepersonal zu vermeiden. Dieses Vorgehen fand jedoch nicht den Beifall des Leiters des Armeekorps und Prinz Alfons zog sich dadurch eine Rüge zu, auf die er erwiderte, mit den Worten: „Der Majorität werde ich ja wieder erliegen werden.“ Die Generalen des Prinzen sahen. Außerdem kam es während des vorjährigen Manövers noch zu weiteren Auseinandersetzungen zwischen den beiden Kommandoführern, dem Prinzen Alfons und General Frenn. v. König. Als Prinz Armin das Kommando des Armeekorps wieder übernommen hatte, erhielt er einen Bericht über die Thätigkeit des Prinzen Alfons während des Manövers, der darin gipfelte, daß Prinz Alfons nicht geeignet sei, ein höheres Kommando — es handelt sich dabei um Führung einer Division — zu versehen. Diese Genjur unterstellte Prinz Armin und brachte sie zur Kenntniß des Kriegsministers. Die weitere Folge war nun, daß, nachdem der Prinzregent davon benachrichtigt worden war, dem Prinzen Alfons der „blane Brief“ zugestellt wurde. Dies geschah gerade am dem Tage, an dem Prinz Alfons von den Besatzungs-Gesellschaften aus Weimar zurückkam, am 12. Januar, und zwar nach der Audienz in der Königl. Residenz, wo er seinem Onkel über die Rüge nach Weimar Bericht erstattet hatte. Prinz Alfons hat nun um seine Enthebung von der Kommandoführung. Dieser Aufgabe, und ohne weitere Begründung erfolgte Entlassung des Prinzen veranlaßte den Kriegsminister zum direkten Vortrag bei dem Prinzregenten, der dem Vorschlage des Kriegsministers begn. des Armeekorps-Kommandos unter den bereits mitgetheilten Gründen zustimmte.

Altsland.

Paris, 22. Jan. In der Kammer erinnerte de Mun an die Bedenken, welche die Kongregationen Frankreich im Orient und fernem Osten erwiehen und schlägt mit einem Anruf an die Freunde der Freiheit, den Gesekentwurf abzulehnen. (Beifall rechts.) Waldeck-Roussieu erwiderte, der Zweck des Gesetzes sei, das unbestreitbare Uebergewicht der bürgerlichen Gesellschaft herzustellen. Die Regierung erachte eine Annahme für notwendig. Er gibt sodann die Grundzüge für eine allgemeine Anordnung des Gesekentwurfs an, der für sämmtliche Vereine geschlossen, alle Kongregationen zuläßt, die sich dem Gesetze unterwerfen und die Ermächtigung des Gesetzes erlangen werden. Die Kirche sei keineswegs bedroht. Die Regierung wüßte durch den Gesekentwurf den Frieden und die regelrechte Entwicklung der Einrichtungen zu sichern. (Dreifach wiederholter Beifall.) Die Kammer beschloß mit 298 gegen 226 Stimmen die Rede Waldeck-Roussieus öffentlich anzuhängen. Die Sitzung wird hierauf geschlossen.

* Krieg in Südafrika.

Ueber die Situation auf dem südafrikanischen Kriegsschauplatz schreibt die „Allg. Ztg.“: „Vom Kriegsschauplatz liegen nur sehr dürftige Nachrichten vor. Lord Kitchener befindet sich in Pretoria und zieht alle in der Nähe befindlichen Truppen an sich. Er will seine gesammte Streitmacht in berittene Infanterie verwandeln, um so dem Feinde mit gleichen Waffen entgegenzutreten zu können. Der Gedanke ist unbestreitbar richtig, die Ausführung wird schwer sein, denn die 200,000 Pferde, die der Lord zu diesem Zwecke geordert hat, kann das Londoner Kriegsministerium ihm nicht leicht verschaffen. Ist doch die Masse der Pferde ohnehin durch diesen Krieg dezimirt worden. Uebrigens ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß Kitchener die für ihn bestimmten Elementen überhaupt nicht erhält. Die Buren haben die Kommunikationslinien unterbrochen, die von der Küste in's Innere führen. Die große Kaplandbahn über Kimberley-Mafeking nach Bulowabach ist ihren Betrieb einstellen müssen, da die Bahn an mehreren Stellen zerstört und Burenkommandos längs der Strecke aufgestellt sind. Die zweite große Bahn, die von Port Elizabeth und East-London nach den Burenstaaten führt, halten die Buren bei Aberdeen, nur 150 Kilometer von der Küste landeinwärts, besetzt, das ist also vergleichs-

weise so, als ob eine österreichische auf München marschirende Armee bei Passau, eine französische nach Köln beorderte Armee bei Trier stünde, oder, wenn eine schwedische Angriffsmarine von Stettin aus auf Berlin anrückte. Auch die dritte Kommunikationslinie, die Bahn Durban-Badynith, längs der Delagoa-Bai ist schon lange unterbrochen; Lord Roberts war eine der letzten nennenswerthen Persönlichkeiten, die auf dieser Strecke die Küste erreichten. Die Bahn ist nördlich von Badynith am verschiedenen Stellen zerstört, der Verkehr eingestellt. Nun heißt es zudem, die vereinigten Burentruppen bereiten sich zu einem erneuten Einfall in Natal vor. General De Wet soll bei Ermelo in Südafrika stehen. Eine andere Nachricht besagt, der Distrikt Carolina sei von etwa 3000 Buren besetzt. Das heißt nichts anderes, als daß die Transvaaler wieder in die Bahnstrecke nach der Delagoa-Bai in ihrem Besitze haben und die bei Belfast und Middelburg, den großen Stationen an dieser Strecke, geschlagenen Engländer auf Pretoria zurückgegangen sind. Ueber Delagoa-Bai können also auch keine Verstärkungen mehr für Kitchener anlangen.

Von der Bahn über den kleinen Ort Carolina führt eine Heerstraße über Ermelo nach Volksrust an der Natalgrenze. Dorthin scheinen die 3000 Buren von Botha's Streitmacht in Bewegung zu sein. Befindet De Wet sich also wirklich im Distrikt von Ermelo, so dürfte er zwei Absichten haben, erstens die bei den Städten Standerton und Heidelberg etwa noch vorhandenen englischen Garnisonen anzugreifen und nach Pretoria zu drängen, zweitens, nach gänzlicher Verbreitung des Feindes aus dem ganzen Südafrika-Bereich auch seinerseits den Feind in dessen eigenem Territorium, in der Kolonie Natal, zu besetzen.

Dieser erneute Bureneinfall in Natal ist eine Nebenoperation, aber sie hat ebenfalls ihre eigene Bedeutung für die Fortführung des Krieges. Durch einen Vorstoß auf Badynith werden alle in Natal befindlichen englischen Truppen dort festgehalten und selbst die verfügbaren Marinekräfte müssen vom Hafen Durban landeinwärts geschickt werden. Dadurch wird verhindert, daß die Nataltruppen nach der Kapstadt, Port Elizabeth abgehen, um entweder diese Städte zu besetzen oder den Versuch zu machen, die Burentruppe längs der Bergkette von Victoria-Victoria-West zu durchbrechen. Des weiteren wird erreicht, daß das Londoner Kriegsministerium gezwungen ist, die eben abgegangenen Verstärkungen anstatt nach der Kapkolonie nach Natal zu beordern — also die englische Angriffsarmee davor zu erspittern.“

Hann, 22. Jan. Präsident Krüger begab sich heute nach Utrecht, woselbst er mehrere Wochen Aufenthalt nehmen wird. Das Befinden Krügers ist gegenwärtig gut.

Brüssel, 22. Jan. Nach einem dem „Petit bleu“ vorliegenden Privatbrief wüßte im englischen Heer in Südafrika die Burenbesetzung.

London, 22. Jan. Das „Heister'sche Bureau“ meldet aus Kimberley vom 21. Januar: Die Bedeckungsmannschaft eines britischen Convois hatten ein Gefecht in der Nähe von Boschof. Der Feind wurde mit einem Verlust von 15 Todten und Verwundeten zurückgeschlagen. Die Engländer hatten drei leicht Verwundete.

Baden.

Karlsruhe, 22. Jan. Seine königliche Hoheit der Großherzog empfing heute Vormittag den Minister von Brauer zu längerem Vortrag und ertheilte darnach mehrere Privataudienzen. An der Frühstundstafel nahmen Seine königliche Hoheit der Prinzregent und Ihre königliche Hoheit die Prinzessin Marg. theil.

Im Laufe des Nachmittags und Abends hörte Seine königliche Hoheit der Großherzog die Vorträge des Geheimen Legationsraths Dr. Freiherrn von Vado und des Legationsraths Dr. Seb. Im Laufe des Nachmittags und Abends hörte Seine königliche Hoheit der Großherzog die Vorträge des Geheimen Legationsraths Dr. Freiherrn von Vado und des Legationsraths Dr. Seb.

Karlsruhe, 22. Jan. Nach Mittheilungen des „N. Nassau. Volksbl.“ ist Professor K. E. Döring am Gymnasium in Konstantz als Kreisrichter ins Auge gefaßt. Derselbe ist ein Bruchpfeiler, wurde im September 1865 geboren und im Jahre 1890 zum Priester geweiht.

Karlsruhe, 22. Jan. Minister Schenkel hat sich mit den Beratern der Amtverfünder verabschiedet, die eine Deputation zu ihm geschickt haben.

Karlsruhe, 22. Jan. Das Stuttgarter Centrumsblatt schreibt: „Ein unangenehmer Brief Engels. Ein eben bekannt gewordener Brief des „Dogmatikers“ des Socialismus,

Engels, aus dem Jahre 1890 ist geeignet, dem „Vorwärts“ erhebliche Magenbeschwerden zu bereiten. Es heißt da unter anderem über die „Jungen“ und die „Alten“: „Selt zwei oder drei Jahren hat sich eine Menge Studenten, Litteraten und andere junge belesene Bourgeois in die Partei geflüchtet und ist gerade zur rechten Zeit gekommen, um die meisten der Redaktionsplätze in den neuesten Zeitungen einzunehmen, welche wie Pilze aus der Erde schießen. Ihrer Gewohnheit entsprechend, betrachteten sie die Bourgeois-Universität als ein socialistisches Saint-Gyr, das ihnen das Recht verleiht, in die Reihen der Partei mit dem Baret als Offizier, wenn nicht als General, einzutreten. Diese Herren machen alle in Paris, aber von der Sorte, den ihr in Frankreich der zehn Jahren gekannt habt und von dem Marx sagte: „Alles, was ich weiß ist, daß ich nicht Marx bin.“ Und wahrheitsgemäß würde er von diesen Herren sagen, was er von seinen Nachahmern sagte: „Ich habe Drachen gezeit und habe Fische geerntet. Diese guten Leute, deren Impetus nur von ihrer Annahme erzieht wird...“

Was sagt die „Volksfreund“-Redaktion dazu? * Karlsruhe, 22. Jan. Die „Frankfurter Zeitung“ schreibt am Schluß eines Artikels über die national-liberale Landesversammlung:

„Bei dem darauffolgenden Festmahl gedachte der Reichstagsabgeordnete Baffermann in einem etwas sentimentalen Toast des Abg. Frier, des Rufers im Streit gegen den Ultramontanismus, gegen Wader und seinen Anhang.“ Das klingt so, als behände man Frier schon als einen abgethanen Mann.“

Das ruff unwillkürlich eine Erinnerung wach. Gegen den Abg. Frier machte sich in der letzten Zeit eine starke Strömung geltend und seine letzte Wiederwahl schien nicht von vornherein sicher. Um ihre Sicherstellung hat sich der „geistliche Buralter“, der vor nicht so langer Zeit ein so fatalsches Unbedenken hinterlassen hat, ein besonderes Verdienst erworben. Er machte in gewissen Wählerkreisen der Residenz mit Erfolg geltend, so lange der Abgeordnete Wader in der Kammer sei, müsse auch Frier wieder gewählt werden. Frier hat sich dem Wanne zum Dank verpflichtet. Es trifft sich ferner, daß auch von Frier besonders „der Ruf im Streit gegen Wader und seinen Anhang“ hervorgehoben wird und noch sonderbarer, daß gerade Baffermann diese Rolle übernommen hat.

* Karlsruhe, 19. Jan. Die „Bad. Landeszeitung“ hat in Nr. 23 geschrieben:

„Unter der Maske eines liberalen Berichterstatters sucht seit kurzem ein rd-Korrespondent in den „München. N. Nachr.“ mehr oder minder verblümt, die Geschäfte unserer bairischen Konserbativen zu betreiben. Er weiß nicht nur von der moralischen und finanziellen Unterfütterung, deren sich die Landpostpartei von „hervorragenden“ Seiten errene, zu berichten, sondern er verfährt auch als „guter Duelle“, daß die Regierung in einigen Wahlkreisen bereits für die künftigen Wahlen ihren Beantwortsapparat zur Verfügung gestellt habe. Zugleich prophezeit er, falls die Schenkelschen Drohungen in Erfüllung gingen, die Wahlmiegung eines großen Theils der national-liberalen Presse, was ihm freilich nicht hindert, in demselben Athem zu betheiligen, daß der Schenkelsche Fall bei der nächsten Zusammenkunft der Berleger der „Anstaltsblätter“ die denkbärgste Einigung nicht erzielt habe! Wir verzichten für heute darauf, auf diese und andere, vom gleicher Unkenntniß der höchsten Verhältnisse und gleichem Mangel an politischem Urtheil zeugende Draxelbrände näher einzugehen, behalten uns aber vor, auf weitere jonnaltische Leistungen des dem Redaktionsbureau der „Landpost“ angeschlossen sehr nahe stehenden Herrn ein andermal bei Gelegenheit zurückzukommen und seine mehr verheißene, als glückliche Thätigkeit auf diesem Felde, mag sie unter dem Zeichen „xx“ oder an erfolgen, dann etwas schärfer zu beleuchten.“

Warum mit dem „schärfer beleuchten“ anzuerten, wenn man wirklich in der Lage ist, es vorzuziehen zu können.

Die lo apostrophirte „Bad. Landpost“ hat in Nr. 15 geantwortet:

Der letzte Artikel der „München. N. N.“ scheint stark erregend auf das Nervensystem unserer verehrten Kollegen gewirkt zu haben. Sie möchte darum gar zu gerne wissen, wer der „Beredener“ derselben ist. Man kann ihr das auch nicht gerade able nehmen, denn es ist wirklich sehr demüthigend für die alte Bode, zu sehen, wie ihre Bedeutung mehr und mehr erlischt und auswärtige Blätter mehr wissen, wie sie trotz ihrer schonen Kenntnisse. Wahrscheinlich ist aber, daß sie meint, alles, was sie ärgert und demüthigt, muß notwendigerweise aus dem Redaktionsbureau der „Landpost“ oder aus dessen Nähe herkommen und wie sie deshalb ihrem eigenen besten ausgedrückten Grundsatze, uns wegen unserer „Ungezogenheit“ mit Berachtung zu kratzen, lo bald schon unrenn wird. Der Bereger macht sie allerdings nicht die rd-Artikel der „München. N. N.“ einem bairischen Konserbativen zu schreiben, dazu bedarf es einer lo hochgradigen Thorheit, daß sie bei normaler Gemüthsstimmung der „Landpost“ doch kaum zugetrauen wäre. Belege zur Erklärung dieser unserer Ansicht stehen auf Wunsch zu Diensten.“

Kirchliche Nachrichten.

Freiburg (Baden). Der pensionirte Pfarrer Alois Jähling er, der seither in Reichenbrunn wohnte, zieht nach Heberlingen und übernimmt den Gottesdienst in der Sankt Johannis-Kapelle. Pfarrer Haury in Biehlheim hat die Pfarre Niebheim erhalten.

Interpretation. In Leuberg hat am 20. d. Mts. in feierlicher Weise die Inthronisation des neuernannten Erzbischofs Dr. Wilczewski stattgefunden. An der Feier nahmen die Kirchenfürsten aller drei Aiten theil.

Ungarn. Die Raaber Bischofsgruft öffnete sich am 19. d. M. seit 40 Jahren zum erstenmal wieder, um einen neuen süßen Gast zu empfangen. Bischof Jalla, dieser hervorragende ungarische Kirchenfürst, wurde unter feierlichen kirchlichen Ceremonien zu seinen Vorgängern bekrattet. Es ist eine eigenhümliche Fügung, daß Bischof Jalla gerade am 19. Januar 1895 unter großem Gepränge seine goldene Messe gelesen hatte und daß er an demselben Jahrestage unter der Säulenhalle seines Domes bestattet wurde. Der Bischof von Belyrin, Baron Sornia, verlag unter großer Affekt des ganzen Kapitels und der Diocesanangehörigen den Trauertag.

Theater Konzerte, Kunst und Wissenschaft.

Karlsruhe, 23. Januar.

v. St. Groß. Hoftheater. Lessings „Minna von Barnhelm“ brachte uns in der Titelrolle abermals einen Gast, Frau Alwine Wiede vom Schillertheater in Berlin. Das ganze Auftreten der Schauspielerin ließ erkennen, daß wir es mit einer erfahrenen und längst erprobten Künstlerin zu thun hatten, jedes Wort, jede Bewegung hatten ihre richtige Deutung und das Spiel ließ nicht zu wünschen übrig. Und doch wie minimal kam uns ihre Leistung vor dem lebenswichtigen natürlichen und frischen Spiele einer Alwine Müller gegenüber, deren „Frangiska“ von Ammut und Grazie belebt war, während die Minna von Barnhelm, ihre Verren, nichtern und hausbacken, gerade jenes sympathischen Reizes der Erkenntnis, des Geistes und Ehrenhaften entbehrte, was sie eines lo braven und ehrenhaften Mannes wie Major von Tellheim würdig macht; es ist ja keineswegs ausgeschlossen, daß sie in anderen Rollen besser sein wird, aber in dieser und für solche scheint sie uns keinen Erfolg, weder für Frau Gehäuser noch für Frau Söder, die, wie wir hören,

ihre Entlassung erbeten und erhalten hat und nach Ablauf ihrer Spielzeit eine Gastspielreise nach jenseits des Ozeans beabsichtigt. Das ganze übrige Personal des gestrigen Ensembles war vorzüglich; der „Major“ des Herrn Herz und insbesondere der biedere, herzensgute „Wachtmeister Werner“, der von Herrn Marx mit einer natürlichen Charakteristik gezeichnet und von den warmen Gefühlsknoten seines sympathischen Organs gehoben vor uns tritt, sind Leistungen, vor welchen man allen Respekt haben muß. Nicht minderwerthig sind aber auch die Leistungen des Herrn Meiff als „Juli“ und des Herrn Wassermann als „Nicola de la Mariniere“, die ganz den Leistungen des Herrn Meiff entsprechen. Wir würden eine Ungerechtigkeith begehen, wenn wir nicht auch der vortrefflichen Wiedergabe des „Wirbels“ durch Herrn Hallge gedächten, der diese Rolle, bis in Detail durchdacht, lo wirksam gestaltete. Herr Kempf wußte der Rolle des „Grafen“, so klein sie auch ist, doch Interesse zu verleihen. Das Haus war gut besetzt, hauptsächlich bildeten Schüler und Schülerinnen höherer Schulen ein Kontingent, das der guten Ausführung vielen Beifall gollte.

Von Hochschulen. Die Leipziger medizinische Fakultät läßt immer Frauen zur Vorprüfung zu. — Im Lehrkörper der kath. Universität in Freiburg (Schweiz) sind jüngst folgende Veränderungen vorgenommen: In der theologischen Fakultät sind neu eingetretene Prinz Marx, Herzog von Sachsen als Professor für Kirchengeschichte und Kirchengeschichte, und Vater von Langens-Wendels als Professor für praktische Moral. In der juristischen Fakultät ist für den deutschen Lehrstuhl des römischen Rechtes an Stelle von Koschewatzky-Lyonski, welcher einem Rufe an die Universität Bernberg folgte, Professor C. Varazetti, früher außerordentlicher Professor in Heidelberg, getreten; außerdem trat an die Stelle des zum Bundesrichter ernannten Professors Perier der Freiburger Staatsanwalt, Fr. Philippson für die Professur des Schweizer Rechtes. In der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät ist an Stelle von Prof. Artus, der als Leiter des Instituts „Justitius nach Biele beufen wurde, Professor Ch. Dheri mit dem Lehrstuhl für Physiologie betraut worden. Die Zahl der Professoren beträgt gegenwärtig, wie schon kürzlich mitgetheilt, 57 und die der immatriculirten Studenten 326.

Zu den schon vorhandenen Stipendien ist jüngst ein neues hinzugekommen. Ein Professor der Universität hat unter dem Namen „Albertus-Stipendium“ dem Staatsrathe ein Kapital von 5000 Fr. übergeben, dessen Zinsen jedes Jahr einem Theologiestudenten übergeben werden sollen.

Gauipepe Verbi. Der gestern ausgegebene Krankheitsbericht meldet, daß Verbi vorgestern Vormittag von einem Gehirnschlag mit Lähmung der rechten Seite getroffen wurde. Der Zustand wird stündlich schlimmer, er ist hoffnungslos. Die Junge des Patienten ist geschwollen. Verbi hat in Folge dessen die Sprache vollständig verloren. Das Hotel Milan in Mailand, wo der Kranke wohnt, ist von einem großen Publikum umlagert. Das Königspaar läßt sich fortwährend nach seinem Befinden erkundigen. In ganz Italien herrscht die herzlichste Antheilnahme. — In Rom machte gestern in der Kammer der Präsident Mittheilung von der schweren Erkrankung Verbis und knüpfte daran die besten Wünsche für die Wiederherstellung des Ministers. Auf Antrag Baccardo's erklärte sich das Haus damit einverstanden, daß diese Wünsche dem Kranken übermitteln werden.

Heilmittel gegen das gelbe Fieber. Dem jungen italienischen Arzte Dr. Angelo Bellinghosi in Rio Grande do Sul in Brasilien wurde ein Theil des großen, von der mexikanischen Regierung auf die Auffindung eines Heilmittels des gelben Fiebers ausgesetzten Preises von 100,000 Dollars für seine im vergangenen Jahre erzielten Heilungen schwerer Fälle von gelbem Fieber zuerkannt. Dr. Bellinghosi beschäftigt sich auch mit der Herstellung eines Serums gegen diese gefährliche Krankheit, deren Studium und Heilung er sich zur Lebensaufgabe gemacht hat.

Vom Theater. Ludwig Fuldas neues Lustspiel „Die Zwillingsschwester“, welches Anfang Februar mit Frau Sorma am Berliner Lessingtheater zur Aufführung gelangt, ist von den Hoftheatern in Dresden und Wiesbaden sowie dem Deutschen Schauspielhaus in Hamburg angenommen worden. — „Erkling“, Schwank in 4 Akten von A. Hill, hat nun auch am 17. Januar am Stadttheater in Nürnberg seine volle Heiterkeitwirkung erwiehen. — „Die Debütantin“, Operette von Samara, errang

am Samstag am Gärtnerplatz Theater in München einen guten Erfolg. Der Komponist, welcher die Aufführung, überhaupt die erste, persönlich leitete, wurde nach jedem Akt hervorgehoben. — Otto Ernsts Komödie „Fachsman als Erzähler“ erzielte in Graz bei der Erstaufführung (der ersten in Oesterreich) einen glänzenden Erfolg. Die Hauptdarsteller erzielten über vierzig Hervorrufe. — Im zweiten Theil von Björnsens: „Ueber unsere Kraft“ übte der dritte Akt im Berliner Theater“ gestern die mächtigste Wirkung. Sonst blieb der theatralische Erfolg hinter den Erwartungen, wiewohl Lob und mehrfache für den abgehenden Dichter danken konnte. — Im Pariser Theater Palais Royal hatte gestern die Premiere des Lustspiels „M'amar von Maurice Hennequin und Bihand einen sehr großen Erfolg.

Berühmtes. Der am Samstag an seinem Geburtsort, dem Forsthaus zu Oberheim in Weiskalen verstorbenen Direktor und erste Lehrer der Forstwissenschaft an der Königl. Forstakademie zu Eberswalde, Landesforstmeister Dr. Dandelmann, war ein Schwiegersohn von Peter Reichensperger und der Begründer des forstlichen Versuchswesens in Preußen. Er hat ein Alter von 70 Jahren erreicht, wovon er die Hälfte als Leiter der genannten Akademie verbracht hat. Vorher war er in Hamburg in der Rheinprovinz als Oberförster und in Potsdam als Forstinspektor thätig. Er gründete 1867 die „Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen“ und gab seit 1869 das „Jahrbuch der preussischen Forst- und Jagdgesetzgebung und Verwaltung“ heraus. Auch sonst hat er sich schriftstellerisch mehrfach bekannt gemacht. — Der Schwabe Dr. O. Norden stiftete eine staatliche Beihilfe von 35,000 Kronen nach, um seine geplante Südpolar-Expedition in erweiterterem Umfange ausführen zu können. Hiernach ist die Lieberwintierung in der antarktischen Zone, verbunden mit Meeresuntersuchungen, sowie Vordringen in südlicher Richtung, Zusammenarbeiten mit deutschen und englischen Expeditionen, namentlich bezüglich meteorologischer Fragen und bezüglich des Erdmagnetismus geplant. Die Gesamtkosten sind auf 115,000 Kronen veranschlagt, wovon 75,000 bereits garantiert sind.

